

# Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernhard.

(10. Fortsetzung.)

Man erzählte sich auch in München, die Jugendliebe des berühmten Bildhauers, sei ihm, wie schon früher oft, auch jetzt von Rom nach München nachgereist, um in seiner Nähe zu sein. Wenn man auch jetzt an sein zärtliches Verhältnis Göttaß mit der Gräfin glaubte — jedenfalls war er der Mann nicht, der sich für anderer Leute Heiratsprojekte brauchen ließ.

Diese Gedanken hatte Frau Dora, während sie an ihrem Klappentisch saß. Sie war während der letzten Jahre auffallend gealtert, man sah es, daß ein schweres Leiden ihre Gesundheit untergraben hatte. Das reiche Blondhaar war ganz ergraut, die rosige Frische völlig geschwunden. Aus dem fahlen Gesicht mit den erschöpften Augen blickten nur noch die blauen Augen sanft und freundlich wie einst in die Welt. Der Arzt hielt Frau Piotrowsky unter strenger Kontrolle, sie durfte fast nichts mehr im Haushalt besorgen und hatte sich daran gewöhnen müssen, Hanna als „Minister des Innern“, wie sie das nannte anzustellen. Das junge Mädchen umgab die leidende Mutter mit der treuesten Fürsorge, was Frau Dora um so gerührter und dankbarer anerkannte, als sie wohl wußte, daß es Hanna Leberwindung kostete, sich häuslichen Obliegenheiten zu widmen — hätte sie ungehindert thun dürfen, was ihr gefiel, sie würde sich von früh bis spät theoretischen sowie praktischen Kunststudien hingeeben haben.

Die brave Theres, jetzt bereits mehr als elf Jahre im Hause, öffnete sacht die Thür.

„Es ist jemand da, gnä Frau... eine unbekannte Person — ich möchte eben nicht sagen, aber auch nicht Dame! Sauber gekleidet und sehr ein gutes Gesicht — und will nichts haben — ich mein', 's ist immer so was von verächtliche Art, bevor! Will gnä Frau sprechen, freut sich so sehr, daß gnä Frau allein daheim sitzen, denn zuerst hat's durchaus nur Sie wollen zu sprechen bekommen.“

„Schon gut, Theres!“ Frau Dora that ihre Klappel beiseite. „Bring' sie mir denn hierher — ich möchte nicht gern in den Salon hinüber.“

„Du meine Güte — was soll sie im Salon mit den neuen feinen Sofas und Sesseln? Das thät' sie bloß genieren! Nein nein, ich hol' sie für gnä Frau daher ins Wohnzimmer — können sich fest auf mich verlassen! Auch nach unserer Fräul'n Hanna hat sie g'ragt, und 's ist völlig so gewesen, als haben ihr die Thränen kommen wollen.“

„Wir werden ja hören, was sie wünscht. Ist's denn schon eine alte Dame?“

„Je nun — was heißt alt? Theres wiegte zweifelnd den Kopf hin und her. „So die Mitte der sechzig wird's haben, vielleicht auch noch was mehr, aber alleweil noch gut zuwege und bran g'tüffel!“

Nach dieser Personalbeschreibung zog sich Theres zurück und kehrte nach kurzer Frist mit einem unheimlichen und dunkel gekleideten weiblichen Wesen zurück, das in der That ein Mittelstück zwischen Dame und Frau aus dem Volk darstellte, mehr aber entschieden von letzterer an sich hatte. Das dicke bleigraue Haar war glatt an den Schläfen zurückgeschoben, das Gesicht hatte eine frische, gesunde Farbe, einen leichten Flaum auf der Oberlippe, sehr sprechende braune Augen; alles in allem ein charakteristisches und auch ein gutes Gesicht.

Frau Piotrowsky hatte sich erhoben und that der Fremden einige Schritte entgegen.

„Guten Tag. Bitte, sehen Sie sich zu mir — womit kann ich Ihnen dienen?“

„Frau Piotrowsky?“ fragte die Fremde leise.

„Das ist mein Name!“

Die Frau holte tief und zitternd Athem, sie sprach vorerst nicht weiter. Sie sah hinter Theres her die ein wenig zögernd das Zimmer verließ, da sie vor Reugier brannte, zu erfahren, was diese Fremde mit ihrer Gnädigen zu reden haben könnte. Erst als die Thür sich hinter der Magd geschlossen hatte und man annehmen durfte, daß sie in ihre Kämmerung zurückgekehrt sei, fand die Frau die Sprache wieder.

„Wir sind hier ganz bestimmt allein?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme, vorsichtig nach rechts und links Umschau haltend. „Es ist wirklich niemand weiter da, als nur wir beide?“

„Nein — niemand!“ entgegnete Frau Piotrowsky bekümmert und rühte unwillkürlich mit ihrem Stuhl ein wenig weiter.

„Gnädige Frau dürfen sich nicht erschrecken — aber was ich zu fragen und zu sagen habe, das ist für keine anderen Ohren bestimmt.“ fuhr die Fremde in ihrer norddeutschen Mundart fort, „gnädige Frau werden das bald selbst einsehen. Das Mädchen hat mir gesagt, daß das junge Fräulein nicht zu Hause ist — und das ist mir besonders lieb!“

„Wollen Sie mir nicht endlich sagen?“

„Zunächst, gleich! Ich bin bloß ein bißchen aufgeregt, und auch das werden gnädige Frau verstehen und verstehen, wenn Sie alles wissen. Mein Name ist Erdmann — Frau Alwine Erdmann, Wittve schon seit mehr als dreißig Jahren — Kinder hab' ich keine; zwei kleine Mädchen hatten wir, die sind uns aber ganz klein gestorben. Mein Mann ist ein Beamter gewesen bei der Steuer; wie er mir nun aber so früh starb da war meine Pension so erbärmlich klein, daß ich davon nie und nimmer hätte leben können, und Vermögen hatten wir keins, weder er noch ich. Küstlich und gesund war ich auch und geschäftlich mit der Nadel und in allen Handarbeiten bewandert — da dachte ich denn: du nimmst eben in Gottes Namen eine Stelle an bei Herrschaften, zur Hilfe im Haushalt, Vertretung der Hausfrau, auch gelegentlich zur Krankenpflege, wenn's nicht gar zu schwer ist... aber Kinder müssen dabei sein! Ohne Kinder thät' ich es nicht... denn gnädige Frau müssen wissen: Kinder sind mein ganzes Leben, und ich hab' mir damals, wie ich meine kleinen Mädchen hab' hergeben müssen, die Augen bald blind gemacht, und ihren Tod tonnt' ich niemals vergessen und verschmerzen!“

„Noch jetzt trübten sich die liebhaften, dunkeln Augen der Frau, in Gedanken an das langvergangene Leid.“

„Die ersten Jahre wolt' es mir nicht recht glücken, ich traf nicht gut an. Mag auch zum Theil an mich gelegen haben — die Herrschaften zu denen ich kam, und ich, wir pachteten eben nicht zueinander, und ich hatte drei, vier Stellen, wo es mir gar nicht gefiel. Aber dann fand sich etwas für mich, bei einem hohen Beamten, in meiner Vaterstadt — ich bin aus R. in Norddeutschland, gnädige Frau — vier Kinder waren im Hause, die Dame war sehr zart, sie konnte den Haushalt nicht mit den Diensthöfen allein bewältigen, sie war aus vornehmer Familie, von Adel, sehr vermöht, sie konnte nur ein Leben mit großen Mitteln — kurz, für mich gab es genug und übergenug zu thun!“

Frau Piotrowsky war unruhig geworden, sowie Frau Erdmann den Namen der norddeutschen Stadt ausgesprochen hatte. Umsonst sagte sie sich das werde ein Zufall sein, das könne nichts bedeuten... ihr Herz begann angstvoll zu pochen und die Seiten wurde ihr feucht.

„Die Herrschaften waren sehr gut zu mir — ich hatte freilich viel zu arbeiten, denn die Dame verstand eigentlich von praktischen Dingen nichts, und alle Welt überbortheilte sie und nutzte ihre Freigebigkeit aus... aber wie war man mir dankbar! Wir wurde ich gehalten in dem Hause! Unser Herr — sie sagten ja hinterher alle, er hat über seine Verhältnisse gelebt und der Frau jeden Willen gethan und immer hoch hinaus gewollt — wahr ist es, er hat der Gnädigen nichts können abschlagen und hat selbst das gute Leben geliebt — es mußte alles im Hause auf seine und schönste sein, die Kinder wie die Prinzen und Prinzessinnen gekleidet, und für seine Gemahlin war ihm vollends nichts kostbar genug! Dabei ist sie ganz arm gewesen, er hat sie aus Liebe geheiratet und hat noch ihre Brüder, zwei Offiziere, unterstützt. Mir ist später manderlei aufgefallen, was mich hätte stutzig machen müssen — hoch her ging es immer, das Geld spielte keine Rolle, und die hohen Rechnungen, die einlefen, die gingen meistens unbezahlt zurück... aber damals, du lieber Gott, ich war so dankbar für die gute Stelle die ich gefunden hatte; der Herr und die Gnädige waren so lieb und freundlich zu mir, ich konnte es mir nicht besser wünschen, und wie die Herrschaften sahen, ich war zuverlässig und verstand mein Amt, da gingen sie unbekümmert in Gesellschaften, in Theater und Konzerte und überließen mir die Kinder ganz allein. Ach — und die Kinder...“

Aus tiefster Seele athmete die Frau auf. Wieder kam der feuchte Glanz in ihre Augen.

„Ich hab' vorher und nachher doch in meinem Leben so viele Kinder gesehen, aber mich will bedünken, solch prächtige, liebe, begabte wie die gibt es gar keine mehr! Und hingen an mir und waren mir folgzaam und gut! All ihre Spiele muß' ich theilen und mit den größeren die Arbeiten, wir haben uns so schön amüßert die vielen, vielen Winterabende, wenn wir allein miteinander waren, haben Theater aufgeführt und gekostet und mit Soldaten und Puppen gespielt, die Zeit ist uns niemals lang geworden! Zwei Kinderchen, von denen eins bald starb wurden noch geboren, während ich dort im Hause war, denn jahrelang bin ich bei meinen guten Herrschaften gewesen. Gnädige Frau werden wohl schon wissen, wo ich mit meiner Erzählung hinaus will —“

Mechanisch schüttelte Frau Piotrowsky den Kopf.

„Ich... nein... ich... fahren Sie nur fort!“

„Nun also — die letzten Jahre hab' ich merken müssen, daß die Verhältnisse bei meiner Herrschaft nicht mehr glatt waren. Ich will nicht davon reden, wie oft ich hab' auf mein Gehalt warten müssen... schließlich hab' ich es ja immer bekommen, und die Diensthöfen erhielten es ja auch — aber die Kinder wuchsen heran und kosteten mehr, eine große, sehr schöne theure Wohnung war bezogen worden, die Gnädige war kurz nach der Geburt des vorletzten Kindes sehr krank geworden, sie wurde ein paar Jahre hintereinander in ein Bad geschickt und nahm die älteste Tochter mit. Das lustige Leben in unserem Hause ging weiter seinen Gang, die schönen Toiletten für die Gnädige wurden bis aus Wien und Paris verschifft, und die Leute stellten die Köpfe zusammen und tuschelten sich in die Ohren, wo das alles herkomme, denn unser Herr war nicht aufgedrückt in seinem Amt und sein Gehalt war daselbe geblieben. Ich sah und hörte allmählich vieles, was mich sehr besorgte stimmte denn vor mir nahmen die Herrschaften sich kaum noch in acht mit Reben, und vollends die Kinder erzählten mir alles! Unser Herr hatte einen sehr guten Freund, der für wohlhabend galt, und ich weiß, der hat ihm ein paarmal gehoffen, aber er hat selbst Kinder gehabt und hat wohl auch zuletzt gedacht, es ist doch alles wie in den Brunnen geworfen, und er sieht von dem feingigen niemals mehr etwas wieder. Der Herr hat zuweilen sorgenvoll und finstler ausgehoben — aber auf lange ist das niemals gewesen, er hat immer gewollt, daß seine Frau nur um Gottes Willen nichts merkt — und sie hat es auch nicht gethan — wie gesagt, von Geld und Geldeswerth hat sie keine Ahnung gehabt.“

„So sind die Jahre vergangen — unser ältestes Fräulein war schon achtzehn und hat Bälle besucht — das kleinste war vor kurzem geboren, ein ganz reizendes Püppchen, das Spielzeug vom ganzen Haus. Da hab' ich einen Brief bekommen von hier aus München, wo meine einzige Schwester verheiratet war; ihr Mann war ihr ganz plötzlich gestorben, und sie selbst war von Gram und Aufregung schwerkrank geworden — Kinder hatten sie keine, und die Leute, die mit ihr im Hause wohnten schrieben an mich, ob ich nicht kommen wolle, sie pflegen, sie rufe Tag und Nacht nach mir.“

„Natürlich, gnädige Frau, bin ich gefahren, ich hätte mir Vorwürfe gemacht, wenn es nicht geschehen wäre, und die Herrschaften haben mir selbst noch zugerufen. Hätt' ich aber gewußt, was während meiner Abwesenheit geschehen würde — wer weiß, ob ich mich zu der Reise entschlossen hätte! Es hat wohl alles so kommen müssen, wie es kam — wer kann auch sagen, ob mein Dableiben von Nutzen gewesen wäre!“

„Ich bin lange in München geblieben, es war für mich eine sehr weite Reise, und die Schwester fand ich sterbenkrank, so daß ich mich ihr wirklich sehr mühselig erweisen konnte. Anfangs bekam ich oft Nachrichten aus R. — die kleine Frida schrieb und mein Fräulein Hildegard, einmal auch die gnädige Frau, und die jungen Herren schrieben mir späßige Karten. Natürlich antwortete ich immer wenn auch nur kurz, denn ich hatte viel zu thun mit Wirtschaft und Krankenpflege. Da blieben mit einem Mal die Briefe aus. Ich machte mir allerlei Gedanken, es könnte auf der Post etwas verloren gegangen sein, oder jemand wäre krank geworden... nun, allzulange durfte ich mir den Kopf nicht zerbrechen! Eine gute Bekannte aus R. schrieb mir einen Brief und schickte mir ein Zeitungsblatt aus R., da stand alles drin zu lesen... das eine große Gelbsterkrankung stattgefunden hätte und viele, viele Schulden da gewesen seien... und darum hätten sie alle beschlossen, zu sterben, und man habe sie sämmtlich todt in ihren Betten gefunden... meinen guten Herrn und die schöne Frau und die lieben, lieben Kinder — alle — alle — bis auf das kleinste! Das hat in seinen Wiegenbetten gelegen, sanft und fest schlafend, und die Milchflasche, in die ihm sein Vater das Gift hineingethan hatte, die hat auf der Erde gelegen, und das Kind ist am Leben geblieben!“

Frau Alwine Erdmann zog ihr Taschentuch hervor und trocknete sich die überquellenden Augen. Ihr gegenüber saß Frau Dora stumm und starr und hielt das Haupt gesenkt wie eine Schuldverwundete.

„Wie mir zu Muth gewesen ist,“ fuhr die Erzählerin mit einem bangen Aufathmen fort, „und was ich gelitten hab' damit will ich gnädige Frau schon lieber nicht beschildern — was hilft es auch, das zu schildern? Meiner Kranken durft' ich nichts sagen, die lag gerade damals so schwach und hilflos da, wie ein kleines Kind... so muß' ich mein großes Leid ganz für mich und im Verschwiegenen tragen — denn ein großes Leid ist es gewesen! Wenn man Jahre hindurch Freud' und Sorgen mit einer Familie theilt und pflegt die Kinder, wenn sie krank sind, und weiß von allem, was vorkommt, dann möchte man in so eine Familie hinein. Wie hat mich meine gute Herrschaft gememert, ob sie zehnmal leichtsinnig gewesen ist und hat nicht recht gehandelt! Aber nun erst die Kinder! Ach, die! Wenn ich heut' noch, nach so vielen Jahren, an sie zurückdenke, und ich seh' sie im Geist zum Greifen deutlich vor mir, ein

ums andere, und muß mir vorhalten, daß sie so — so haben uns Leben kommen müssen — um ihr junges, verheißungsvolles Leben —“

Wieder eine Pause. — Zudringlich laut tönten von der Straße her die hellen Schlittenglocken in das stille Zimmer.

„Wie ich endlich und endlich bin nach Hause gekommen da ist's schon Spätherbst gewesen — im März war ich fortgegangen — ich war viel länger in München geblieben, als ich gedacht hatte. Was sollte ich auch jetzt daheim? Statt meiner schönen, blühenden Herrschaft, die ich alle in Gesundheit und Wohlsein verlassen hatte, fand ich jetzt nur sechs Gräber nebeneinander auf einem entlegenen Friedhof, und die Birken und Buchen, die rings umherstanden, die streuten ihre gelben und rothen Blätter darauf. Meine Thränen sind nicht und heiß dazwischen gefallen, das kann ich wohl sagen — ungezählte bittere Thränen! — Ich hab' mir eine neue Stelle suchen müssen und bin auch zu braven Herrschaften gekommen, aber das wird die gnädige Frau nicht interessieren, das kann beiseit' bleiben. Ich hab' mir alle Mühe gegeben, mein Herz nicht an die neuen Kinder zu hängen, denn wer kann sagen, welches Schicksal die einmal später haben würden? Und ich konnte und konnte meine frühere Herrschaft nicht vergessen, immer und immer hab' ich mir den Kopf zergrübelt, warum das alles hat so kommen müssen, und ich fand keine Erklärung dafür! In der Nacht hab' ich fort und fort von den Kindern geträumt, wie wir zusammen gelernt und gespielt haben, und alles war so schön und fröhlich... dann mit einem Mal bin ich erwacht und hab' mich auf die Wirklichkeit und auf die sechs Gräber draußen beim Friedhof besonnen und hab' schluchzen und weinen müssen, daß ich dachte, mir geht das Herz entzwei. — Dies alles erzähl' ich der gnädigen Frau absichtlich, denn dadurch sollen gnädige Frau einsehen, daß es sich für mich von selbst verstand, mich um das kleine, einzig übriggebliebene Kindchen zu kümmern; ich mußte wissen, was aus ihm geworden war und wer sich seiner angenommen hatte. Nahe Verwandte hat meine Herrschaft keine gehabt, so viel ich weiß — und ich dachte damals: wenn man das Kindchen ins Findelhaus oder in eine Waisenanstalt gethan hat... da laß ich es nicht — nein, da laß ich es nicht, und wenn mir tausend Menschen erzählen, wie gut es dort aufgehoben ist! Ich hätt' es zu mir genommen und mein bißchen Armut redlich mit ihm getheilt — das war ich dem Andenken an das Haus schuldig, in dem ich so viele glückliche Jahre verleb' hab'. Aber ich bin nicht dazu gekommen, meinen Vorsatz auszuführen, denn man hat mir erzählt, ein kinderloses Ehepaar hätte die Kleine an Kindes Statt angenommen und sei mit ihr nach Dortmund im Westfälischen verzogen. Darüber sind nun Jahre vergangen und abermals Jahre... vergessen hab' ich meine Herrschaft nicht können, und ich werde es auch nicht lernen, so lange mir die Augen offen stehen. Ich bin so allein auf der Welt — außer der Schwester in München hatt' ich keinen, der zu mir gehört, und sie hat wohl oft gebeten, ich soll zu ihr ziehen, weil sie hier ein kleines Haus besah und nicht gut fort konnte — aber ich hab' lieber in meiner alten Heimath bleiben und arbeiten wollen, so lange ich eben noch arbeiten konnte. An das Kind hab' ich tausend- und tausendmal gedacht, ich hab' mich aber nicht getraut, an die fremden Herrschaften nach Dortmund zu schreiben und zu fragen, wie es der Kleinen geht. Was wär' das auch für ein Brief geworden, wo ich doch alles und alles hätt' auseinandersehen müssen — und sehr gewandt mit der Feder bin ich nie gewesen! Einmal, vielleicht zehn oder elf Jahre sind's her, da hab' ich zufällig in einem fremden Haus gehört, die Herrschaften, deren Namen ich mir natürlich gut gemerkt hatte, wären von Dortmund fort und nach München verzogen... aber weiter erfähr' ich auch nichts, bloß, daß das Kind am Leben sei. — Und jetzt, gnädige Frau, verzeihen Sie mir schon, ist meine lange Geschichte endlich aus. Mir ist die Schwester hier in München gestorben — die Erzählerin blickte auf ihre Trauerkleidung herab — „und ich hab' müssen herkommen, den Nachlaß in Empfang nehmen, denn ich bin die einzige Erbin; das Häuschen gehört mir, auch der kleine Garten, draußen in Schwabing, und weil ich nun gut zu leben hab' und die wenigen Bekannten in der alten Heimath gestorben oder fortgezogen sind, so bin ich eben für meine letzte Lebenszeit hierher nach München übergesiedelt und will auch hier neben der Schwester auf dem südbühnen Friedhof beerdigt werden, denn vom Verbrennen halt' ich nichts! Wie ich erst nach all dem vielen Laufen und Schreiben und den Terminen vom Gericht zur Besinnung gekommen bin, da ist's mein erstes gewesen, mich nach Herrn Ingenieur Piotrowsky zu erkundigen, ob er noch hier am Ort wohnt mit seiner Frau Gemahlin und einem Fräulein Tochter — und ich hab' erfahren: ja — und nun komm' ich gnädige Frau recht inthändigst bitten: wollen mir erlauben, das Kind, das ich doch auf meinen Armen gehalten

ten und geliebt habe, gleich den anderen, die alle, alle nicht mehr sind, wiedersehen zu dürfen — die einzige, die übrig geblieben ist von der großen, glücklichen Familie — die letzte und einzige!“

Die Frau hielt wiederum ihr Tuch an die Augen und weinte still hinein. Auch Frau Dora fühlte es heiß und schwer auf ihre im Schoß gefalteten Hände niedertropfen, zugleich aber warf sie angstvolle Blicke nach der Thür... wenn nur um Gottes Willen Hanna jetzt noch nicht zurückkäme!

„Liebe Frau Erdmann!“ — sie legte der weinenden Frau den Arm um die Schulter und streichelte sie sacht — „ich habe so viel Mitgefühl, so viel Theilnahme für Sie, und wenn ich nichts davon verrieth, so war es einmal, weil ich Sie nicht unterbrechen wollte — Sie sollten ruhig alles sagen, was Sie auf dem Herzen hatten — und dann, weil ich mir ja denken konnte — nein, weil ich wußte, um was Sie mich bitten würden... und sehen Sie, ich kann Ihnen die Bitte nicht gewähren!“

Die Frau fuhr auf und ließ ihr Tuch sinken.

„Wenigstens nicht so, wie Sie sich das wünschen und denken! Nein, nein, es geht nicht, es darf nicht sein — in keinem Fall! Ich danke nur Gott, daß Hanna nicht daheim ist, daß Sie sie nicht unvorbereitet sehen konnten! Sie hätten sich vielleicht verrathen, Ihre Bewegung nicht unterdrücken können, und das würde möglicherweise all die Vorsicht und Sorgfalt, die wir, ich und mein Mann, seit langen Jahren geübt haben, zunichte machen. Hanna weiß gar nicht, daß sie ein angenehmes Kind ist!“

„Sie — sie weiß es nicht?“  
(Fortsetzung folgt.)

## Innsbrucker Schreckenstage.

Ueber die Studentenunruhen in Innsbruck, die durch Eröffnung der italienischen Fakultät hervorgerufen wurden, liegt nunmehr der ausführliche Bericht eines Augenzeugen vor. Das Tiroler Tageblatt schreibt am 4. November: „Als sich gestern Vormittag die Eröffnung der italienischen Rechtsfakultät so ruhig vollzog, ahnte niemand die furchtbaren Austritte, die sich an dem Abend dieses Tages in unserer Stadt abspielen sollten, die blutigen Szenen, die ein junges Menschenleben kosteten.“

Die welschen Studenten hatten sich im Gasthof zum „Weißen Kreuz“ in der Herzog-Friedrichstraße zu einer „Siegesfeier“ versammelt, zu der mit dem Abendzuge auch einige italienische Studenten aus Wien eintrafen. Als sich die Kunde davon in der Stadt verbreitete, eilten einige deutsche Studenten, kaum 20 bis 30, in die Altstadt. Da traten die Welschen, weit über 100 an der Zahl, gegen halb 11 Uhr auf die Straße und stellten sich in Bierreihen unter dem östlichen Laubengang vor dem Gasthofs bis zur Stiflgasse auf. Die Polizei, die inzwischen in großer Zahl herbeigekürt war, verfuhrte einen Zusammenstoß zu verhindern. Da wurden aber die Deutschen von den welschen Eindringlingen herausfordernd mit italienischen Schimpfworten bedacht, was zur Folge hatte, daß sich an der Stiflgasse ein Handgemenge entspann.

Noch ahnte niemand etwas Böses da blühten unverleht auf der ganzen Front der welschen Studentenschaft zahllose Revolvergeschosse auf. Alle waren durch diese unerhörte That erschreckt, doch glaubte man, es seien bloß blinde Schüsse gewesen. Aber nur einen Augenblick, dann wurde allen die furchtbare Wahrheit klar; neun Personen waren durch die blindlings abgegebenen Schüsse verletzt worden. Die Welschen hatten so toll darauf losgeschossen, daß sie nicht nur Wachleute und Deutsche, sondern auch ihre eigenen Landsleute verwundet hatten.

Die Verwundeten wurden zum Rathhause geschafft und auf der Polizeiwache verbunden; einige von ihnen mußten gleich ins Krankenhaus geschafft werden.

Nun bemühtigte sich der Deutsche eine furchtbare Wuth und sie drangen, mit Stöcken und anderen Instrumenten bewaffnet, auf die welschen Schandbuben ein, denen es mit Mühe gelang, sich ins „Weiße Kreuz“ zurückzuziehen, während eine größere Zahl im Gasthof „Rose“ Unterschlupf suchte. Die Polizei drang nach und beschlagnahmte eine große Zahl von Revolvern. Inzwischen hatte sich die Nachricht von der neuesten Schandthat der Welschen mit Blitzesschnelle durch die Stadt verbreitet und aus allen Gasthäusern und Kaffehäusern strömten die Deutschen in hellen Haufen zur Herzog-Friedrichstraße, wo nun der Sturm auf das „Weiße Kreuz“ begann. In kurzer Zeit war kein einziges Fenster mehr ganz, unaufhörlich flogen Steine in die erleuchteten Räume; schließlich wurde auch an der Schwemme des „Weißen Kreuzes“ der Laden erbrochen und die Spiegelscheibe zertrümmert. Der Polizei gelang es noch im letzten Augenblick, die Deutschen am Eindringen in den Gasthof zu hindern.

Da erschien der Bürgermeister in Begleitung seines Sohnes und mehrerer Gemeinderäthe. Nur mit Mühe vermochte er die tobende Menge für einen Augenblick zur Ruhe zu bringen. Er versicherte, daß er alles thun werde, was in seinen Kräften stehe. Er werde

alle welschen Studenten in den beiden Gasthäusern verhaften, die Nacht durch in Polizeigewahrsam halten und am nächsten Tage dem Landesgericht überstellen lassen. Wuthschreie überdünnten seine Worte. Immer erregter wurde die Menge immer zahlreicher sausten die Steine gegen die Fenster, bis es schließlich den beruhigenden Worten des Bürgermeisters gelang, die Menge zur theilweisen Freigabe der Lauben zu bewegen.

Die Polizei, die von Magistratsrath Neuner und Inspektor Ertl geführt wurde, versuchte nun zwischen halb 1 und 1 Uhr die im „Weißen Kreuz“ eingeschlossenen Italiener in kleinen Trupps unter starker Bedeckung in den Polizeiarrest abzuführen. Zweimal wurde dies mit drei bis vier Italienern gewagt, doch kaum traten die Welschen, jeder von allen Seiten von Wachleuten umgeben, auf die Straße, als sich die Menge wie wohnsinnig auf sie stürzte und sie zu lynchen suchte. In wilder Eile flüchteten die Wachleute mit den Arrestanten in der Mitte durch die Maria-Theresienstraße zum Rathhause. Es war ihnen unmöglich, die Welschen vor den zahllosen Steinwürfen und den hegelicht herniederfallenden Stodhieben zu schützen, die nicht nur die eigentlichen Empfänger verwundeten, sondern auch die esortirenden Wachleute in Mitleidenschaft zogen. Es war für die Welschen buchstäblich ein Rennen um's Leben. Diese Erfahrungen veranlaßten die Polizei, es bei den beiden Transporten belanden und die übrigen Welschen in den Gasthöfen eingeschlossen zu halten. Darauf wurde das Zerföhrungswert am Gasthof zur Rose aufgenommen und so gründlich durchgeführt, daß an der Front nichts mehr ganz blieb.

Blötzlich erschienen mehrere Statthaltereibeamte, Feldmarschallleutnant v. Hoffer und Platzkommandant Oberstleutnant Czerny mit mehreren Offizieren. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, daß Militär erscheinen werde, und richtig kamen gegen ¼ 11 Uhr durch die Hofgasse eine Kompanie Kaiserjäger und bald darauf eine Kompanie Infanterie. Das Militär das gegen den ausbrüchlichen Protest des Bürgermeisters, auf Veranlassung der Statthaltereie, herbeigeführt worden war, sperrte mit aufgepflanztem Bajonett die Herzog-Friedrichstraße beim Cafe Ragusa ab. Zuerst wurden die Kaiserjäger mit Hochrufen empfangen, die sich aber bald in Abzugsrufe und Pfeifen verwandelten, als man sah, daß viele Welsche unter dem vordran stehenden Kaiserjägern sich befanden.

Bürgermeister Greil bemerkte zu Feldmarschallleutnant von Hoffer: „Wenn wir das Militär aufmarschieren lassen, haben wir eine Schmach!“; worauf dieser erwiderte: „Aber ich meine ja nur, die Leute mit Ruhe zurückdrängen.“ Auf die Antwort des Bürgermeisters: „Das haben wir schon seit zwei Stunden verflucht, die Leute sind aber voll Wuth; Sie dürfen auch nicht glauben, daß es lauter Studenten sind.“ bemerkte Feldmarschallleutnant v. Hoffer: „Wenn Sie die Leute nicht mehr zurückdrängen vermögen, haben Sie sehr wenig Einfluß, Herr Bürgermeister!“

Die Polizei begann nun, die Herzog-Friedrichstraße zu räumen und hatte die nach Tausenden zählende Menge, die über das Erscheinen des Militärs höchst erbittert war, schon bis zur Stiflgasse zurückgedrängt, als in ihrem Rücken plötzlich Signale und Kommandos erschallten und das Militär gegen 2¼ Uhr im Schritt vorrückte. Nicht neben den vordrängenden Truppen stehende Personen wollen beobachtet haben, daß die deutschen Soldaten die Aktion ziemlich harmlos, sogar humoristisch aufnahmen, während die welschen buchstäblich zähnefleischend in voller Wuth auf die Demonstranten losstürzten.

Als die Truppen aus der Herzog-Friedrichstraße herausstraten, gingen sie mit gefülltem Bajonett im Sturmschritt nach drei Seiten vor: in den Marktgraben, in die Maria-Theresienstraße und in den Burggraben. Die Menge stoch unter Schmährufen auf das Militär in wilder Haft vor den drohenden Bajonetten, da erregte sich etwas Entsetzliches: der jugendliche Kunstmaler August Pezzer vermochte den im Burggraben hinter ihm herflüchtenden Soldaten nicht schnell genug zu enttrinnen und erhielt von rückwärts einen Stoß in die Brust, daß das Bajonett vorne herausdrang. Der Stoß hatte das Herz durchbohrt und augenblicklich den Tod des hoffnungsvollen jungen Mannes herbeigeführt.

Nun war Ruhe in der Nähe des Schauplatzes dieser Schreckensszenen. Das Militär, das weit in die Maria-Theresienstraße und in die Mufumestraße hineingedrungen war, zog zum Eingang der Herzog-Friedrichstraße zurück und sperrte dort mit drei Linien Marktgraben, Burggraben und Maria-Theresienstraße ab. In den übrigen Straßen weitten aber noch lange, obwohl es 3 Uhr vorüber war, zahlreiche Gruppen, aufgeregt und entrüstet die blutigen Ereignisse der Nacht besprechend. Inzwischen waren zahlreiche Deutsche in die Liebeneggstraße gestürzt und hatten dort sämmtliche Fenster des Falltätgebäudes zertrümmert. Gegen 3 Uhr wurden dann die italienischen Studenten von dem ganzen Polizeiaufgebot durch das Militär hindurch ins Rathshaus und durch das rückwärtige Thor ins Landesgericht abgeliefert. Um halb 4 Uhr rückte das Militär wieder ab.